Der nachfolgende Text ist im Jahr 2008 unter dem Titel *Funktionen des Bewusstseins* in der Reihe „Humanprojekt – Zur Stellung des Menschen in der Natur“ im Verlag Walter de Gruyter GmbH & Co KG erschienen.

Phänomenales Bewusstsein und Subjekte von Erfahrung

MARTINE NIDA-RÜMELIN

Vorbemerkung

Das Problem phänomenalen Bewusstseins wird in der zeitgenössischen Debatte als ein Problem besonderer qualitativer Merkmale von Erlebnissen, die man als Gehirnprozesse deutet, interpretiert. Diese von den Kontrahenten geteilte und nicht hinterfragte Auffassung ist nach meiner Überzeugung irregeleitet und führt dazu, dass der Kern des Problems des Bewusstseins, der die Existenz erlebender Subjekte betrifft, verkannt wird. Diese Diagnose wird hier dargestellt. Der Aufsatz wendet sich (wie schon der ihm zugrunde liegende Vortrag) an Forscher unterschiedlicher Bereiche der Philosophie und der empirischen Wissenschaften und soll deshalb keine Spezialkenntnisse der gegenwärtig in der ‚analytischen‘ Philosophie geführten Debatte um Bewusstsein voraussetzen. Die ersten Abschnitte geben daher eine knappe Skizze der Diskussionslage. Für Spezialisten beginnt der substantielle Teil mit **Abschnitt 4**.

1. Das Problem phänomenalen Bewusstseins. Bemerkungen zum Stand der Diskussion

Unter dem Begriff „Phänomenales Bewusstsein“ werden in der gegenwärtigen Debatte jene geistig-seelischen Ereignisse und Zustände zusammengefasst, die erlebt werden und die somit einen subjektiven Charakter haben. Für jeden phänomenalen Zustand gilt: Es ist irgendwie, in diesem Zustand zu sein.¹ Unstrittige Beispiele phänomenalen Bewusstseins sind Farb- und Geruchsempfindungen, Hörerlebnisse und aktuell erlebte emotionale Episoden. Manche Autoren scheinen geneigt, phänomenales Bewusstsein auf Sinnesempfindungen, Körperempfindungen, emotionale Episoden und Vorstellungen der zugehörigen Art einzuschränken. Aber das ist sicher ein Fehler. Auch geistig-seelische Vorgänge ganz anderer Art werden von dem betroffenen Subjekt in bestimmter Weise erlebt. So argumentiert Siewert (2003) überzeugend, dass das Nachdenken über eine theoretische Frage oder das Verstehen eines Textes phänomenalen Charakter haben. Nach Siewerts These hat das Denken eines Gedankens bestimmten Inhalts eine spezifische, für diesen Inhalt charakteristische subjektive Qualität. Aus dem Bereich des Aktivseins und des Handelns stammen weitere Beispiele phänomenalen Bewusstseins, die zeigen, dass die genannte Einengung verfehlt ist. Wir erleben uns in unseren Tätigkeiten als

¹ Diese suggestive Redeweise („it is something like to be in that state“/„it is something like to be that organism“) hat Thomas Nagel eingeführt (vgl. Nagel 1974).

aktiv und in unseren Handlungen als Urheber dessen, was geschieht. Auch dies sind Beispiele von Erleben mit phänomenalem Charakter.²

In der lebhaft geführten Debatte um den ontologischen Status von Bewusstsein besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass phänomenales Bewusstsein nicht auf einfache Weise in ein physikalistisches Weltbild passt. Philosophische Positionen, die das Rätsel des phänomenalen Bewusstseins erst gar nicht ernst zu nehmen scheinen, wie sie etwa der logische Behaviourismus, der analytische Funktionalismus oder der Eliminativismus vorgeschlagen haben, gelten heute für die meisten als obsolet.³ Dagegen ist die in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts populäre Identitätstheorie, nach welcher geistig-seelische Vorgänge mit Gehirnprozessen zu identifizieren sind, die für einige Jahrzehnte mehrheitlich für gescheitert gehalten wurde, in neuem Gewand zurückgekehrt.⁴ Weit verbreitet ist es unter heutigen Philosophen, den Materialismus als These der Identität von Bewusstseinszuständen und Gehirnzuständen zu akzeptieren, zugleich aber zuzugestehen, dass es tief verwurzelte Intuitionen gibt, die gegen den Materialismus sprechen und dass intuitiv attraktive Argumente ihn als falsch zu erweisen scheinen. Materialisten dieser Art versuchen, die intuitiven Widerstände gegen den Materialismus als Produkt einer kognitiven Illusion zu entlarven, indem sie eine materialistische Beschreibung unserer begrifflichen Ausstattung liefern, die verständlich macht, dass uns der Materialismus falsch erscheinen muss.

2. Unvollständigkeit physikalistischer Beschreibungen und die Erklärungslücke

In diesem Zusammenhang diskutiert werden vor allem die These der unvermeidbaren Unvollständigkeit physikalischer Beschreibungen und die These der Erklärungslücke. Die erste dieser Thesen besagt, dass eine in physikalischer Terminologie gehaltene Beschreibung der Welt unvollständig bleiben muss, weil sie den phänomenalen Charakter der Erlebnisse empfindender Wesen nicht erwähnt. Daran wird sich nach dieser These auch dann nichts ändern, wenn man zukünftige Erweiterungen, Revisionen oder Verfeinerungen der Terminologie der Physik (und anderer relevanter Naturwissenschaften) berücksichtigt, solange keine genuin phänomenalen Begriffe in die Wissenschaftssprache aufgenommen werden.⁵ Diese These hat Thomas Nagel (1974) durch sein berühmtes Beispiel der Fledermäuse gestützt. Wir wissen, dass Fledermäuse Erlebnisse haben, und wir haben gute Gründe anzunehmen, dass ihre Echolotwahrnehmungen mit Erleben einhergehen. Aber da wir Echoloterlebnisse nicht aus eigener Erfahrung kennen, sind wir nicht in der Lage, phänomenale Begriffe der Erlebnisqualitäten von Fledermäusen beim Echolot zu bilden. Wir sind deshalb begrifflich nicht dazu ausgestattet, Wissen über den qualitativen Charakter der Echolotwahrnehmungen von Fledermäusen zu erlangen. Diese Beschränkung ist nicht dadurch zu beheben, dass wir den Wahrnehmungsapparat von Fledermäusen in seiner Funktionsweise erforschen und immer besser verstehen. Auch wenn uns im Detail bekannt wäre, wie Fledermäuse Schallwelleninformationen weiterverarbeiten und wie diese Verarbeitung in ihrem Gehirn realisiert ist, würde uns das nicht zu einer Antwort auf die Frage verhelfen, wie es für eine Fledermaus ist, einen Mückenschwarm zu ‚echoloten‘. Demnach gibt es Wissen über das Erleben von Fledermäusen, das auch eine vollständige physikalische Beschreibung eines Fledermausorganismus nicht vermitteln könnte. Es liegt nahe, den Schluss zu

2 Horgan et al. (2003) untersuchen in erhellender Weise den Gehalt unseres Erlebens, wenn wir uns im eigenen Handeln als Verursacher unserer Tätigkeit erleben; zum Erleben des Aktivseins in Tätigkeiten, die keine Handlungen sind, vgl. M. Nida-Rümelin (2007b).

3 Logische Behaviouristen glaubten, dass Aussagen über Mentales ohne Verlust im sachlichen Gehalt in Aussagen über rein physikalisch beschreibbare Verhaltenstendenzen übersetzbar seien. Analytische Funktionalisten vertreten eine ähnliche, wenn auch verbesserte These. Sie definieren mentale Zustände über die kausale Rolle des betreffenden Zustandes, wobei ‚inputs‘, ‚outputs‘ und auch interne Zustände berücksichtigt werden. Eliminativisten dagegen argumentieren, dass mentale Begriffe, da sie einer radikal falschen ‚Theorie‘ entstammen, keinerlei Bezug haben. Für eine hilfreiche Einführung, die diese und andere zeitgenössische Thesen zum ontologischen Status von Bewusstsein systematisch darstellt und diskutiert, vgl. Ansgar Beckermann (1999).

4 Eine der die Debatte auslösenden Arbeiten der ersten Blüte der zeitgenössischen Identitätstheorie war Smart (1959). Heutige Verteidigungen einer neuen Ausarbeitung finden sich z.B. in John Perry (2001), David Papineau (2002) und Brian Loar (1997).

5 Phänomenale Begriffe beziehen sich auf Arten von Erlebnissen, welche nach ihrem phänomenalen Charakter (nach der subjektiven Qualität) klassifiziert sind. Sie können sozusagen introspektiv auf eigene Erlebnisse angewendet werden, aber auch auf die Erlebnisse anderer, wenn man sich darüber Gedanken macht, wie ein anderes Wesen etwas erlebt. Phänomenale Begriffe werden auf der Grundlage des eigenen Erlebens gebildet. Es ist für ein Wesen, das eine gegebene Erlebnisweise nicht aus eigener Erfahrung kennt, im Allgemeinen unmöglich, einen phänomenalen Begriff dieser Erlebnisweise zu bilden. So hat zum Beispiel ein von Geburt an Blinder keinen phänomenalen Begriff des visuellen Erlebens von reinem Blau, weil er nicht weiß, wie es ist, etwas als blau zu sehen. Viele Philosophen nehmen an, dass phänomenale Begriffe von physikalischen Begriffen kognitiv unabhängig seien insofern zwischen physikalischen und phänomenalen Begriffen keine logisch-begrifflichen Verbindungen bestünden.

ziehen, der allerdings weiterer Prämissen bedarf: Es gibt das Erleben eines Wesens betreffende Tatsachen, die eine vollständige physikalische Beschreibung des betreffenden Organismus nicht enthält.⁶ Für dieses Resultat argumentierte auch Frank Jackson (1982) mithilfe seines bis heute viel diskutierten Mary-Beispiels. Mary ist eine Neurowissenschaftlerin der Zukunft, die über die Funktionsweise des menschlichen Farbwahrnehmungsapparates und deren Realisierung im menschlichen Gehirn vollständig informiert ist. Sie lebt jedoch eingesperrt in schwarz-weißer Umgebung und hat nie Farben gesehen. Trotz ihres umfassenden physikalischen Wissens weiß Mary nicht, wie es ist, den blauen Himmel zu betrachten. Man kann auch sagen: In einem gewissen Sinne weiß sie nicht, *dass* der Himmel Normalsichtigen blau erscheint.⁷

Verwandt mit dieser These der notwendigen Unvollständigkeit physikalischer Beschreibungen aber von ihr zu unterscheiden ist die These der Erklärungslücke, die besagt: Es ist prinzipiell unmöglich zu verstehen, wie und weshalb es dazu kommt, dass auf der Grundlage physikalischer Vorgänge in komplexen biologischen Systemen Bewusstsein entsteht. Vertreter dieser These bezweifeln nicht, dass die neurologischen Grundlagen bewussten Erlebens aufgeklärt werden können. Sie bezweifeln aber, dass eine eventuelle künftige Aufklärung der materiellen Basis von Bewusstsein verständlich machen wird (a) *weshalb* unter bestimmten Umständen Erlebnisse einer bestimmten qualitativen Art auftreten und (b) *weshalb* unter bestimmten Umständen überhaupt ein Erleben entsteht.⁸

3. Der Kern der Debatte zwischen Materialismus und Eigenschaftsdualismus

Die Hauptthese des Materialisten besagt, dass alle realen konkreten Entitäten physikalischer Natur sind. Die Realität besteht nach dieser These aus materiellen Dingen, es gibt nur physikalische Individuen, physikalische Eigenschaften, physikalische Ereignisse und physikalische Sachverhalte.⁹ Der Eigenschaftsdualist dagegen erkennt phänomenale Eigenschaften als besondere ontologische Kategorie von Eigenschaften an, die weder begrifflich noch ontologisch auf physikalische Eigenschaften reduzierbar sind. Auf die oben genannten Thesen der Unvollständigkeit physikalistischer Beschreibungen und der Unmöglichkeit einer zufriedenstellenden physikalistischen Erklärung phänomenalen Bewusstseins reagieren der Materialist und der Eigenschaftsdualist auf unterschiedliche Weise. Nach Auffassung des Eigenschaftsdualismus liegt es an der Natur subjektiver Tatsachen selbst, dass eine physikalische Beschreibung eines erlebenden Individuums diese Tatsachen nicht erfassen kann.

6 Materialisten stimmen der ersten Formulierung (die auf Wissen Bezug nimmt) häufig zu, lehnen die zweite aber (in der von Tatsachen die Rede ist) ab. Hinter dieser Unterscheidung verbirgt sich die Annahme, dass man dieselbe Tatsache auf unterschiedliche Weise (mittels unterschiedlicher Begriffe konzeptualisiert) wissen kann. Wenn eine Beschreibung ein bestimmtes Wissen nicht vermittelt, so folgt daher nicht unmittelbar, dass sie eine Tatsache auslöst. Die fragliche Tatsache könnte – in anderen Begriffen konzeptualisiert – in der Beschreibung enthalten sein. Der Materialist argumentiert eventuell, dass physikalische Tatsachen zwar kein Wissen vermitteln können, das in phänomenalen Begriffen konzeptualisiert ist, dass aber alle Tatsachen, die in phänomenalen Begriffen konzeptualisierbar sind, in einer vollständigen physikalischen Beschreibung in anderer (etwa neurophysiologischer) Beschreibung vorkommen.

7 Es gibt einen Sinn, in welchem sie dieses Wissen nicht hat, obwohl sie eventuell sagt, dass der Himmel blau aussieht, obwohl sie weiß, welche anderen Gegenstände ebenfalls in dieser Farbe gesehen werden, und obwohl sie die physikalischen Ursachen (Reflektion gewisser Wellenlängenmischungen) von Blauwahrnehmungen kennt. Vgl. zu dieser Thematik M. Nida-Rümelin (1996) in der Sammlung Ludlow et al. (2002), welche ausschließlich Aufsätze zum Mary-Beispiel enthält (auch die frühen Aufsätze von Frank Jackson und erste Kritiken).

8 Vgl. zu dieser These Joseph Levine (1999; 2001; 2006). Levine hat die These unter dieser Bezeichnung („Explanatory Gap“) in die Debatte eingeführt und arbeitet weiter daran, ein tiefer gehendes Verständnis ihres Inhalts zu entwickeln und zu zeigen, dass das Auftreten der Erklärungslücke keine einfache materialistische Erklärung hat. Vgl. zum letzten Punkt insbesondere Levine (2006).

9 Die Frage, wie „physikalisch“ in diesem Zusammenhang zu definieren ist, hat keine einfache und keine allgemein akzeptierte Antwort. Gelegentlich wird behauptet, dass die These des Materialismus selbst nicht hinreichend klar ist, solange dies nicht beantwortet ist. Diese Einschätzung teile ich nicht. Im Kontext der Kontroverse um den Materialismus in Bezug auf Bewusstsein ist auch ohne präzise Definition von „physikalisch“ hinreichend klar, welche Art von Entitäten eingeschlossen und welche ausgeschlossen sein sollen. Der Materialismus lässt die Existenz von Subjekten von Erfahrung nur zu, sofern es sich um ausgedehnte, aus Materie zusammengesetzte Individuen handelt; diese These ist hinreichend klar, auch wenn keine präzise Definition von ‚Materie‘ vorliegt. Der Materialismus lässt geistig-seelische Eigenschaften nur zu, sofern es sich (a) um Eigenschaften von materiellen Objekten handelt und das Haben jeder dieser Eigenschaften (b) darin besteht, dass Bedingungen erfüllt sind, die im Prinzip in einer physikalischen Sprache (‚physikalisch‘ im zuvor angedeuteten weiten Sinne) beschrieben werden können. – Eine Komplikation dieser Charakterisierung entsteht allerdings dadurch, dass manche Materialisten physikalische Sachverhalte zulassen wollen, die in physikalischer Sprache prinzipiell nicht charakterisierbar sind. Vgl. dazu die Diskussion des Typ-F-Monismus in Chalmers (1996).

Ebenso liegt es nach Meinung des Eigenschaftsdualisten an der Natur phänomenalen Bewusstseins, dass unbegreiflich bleibt, weshalb Erleben auftritt und weshalb es jeweils von spezifischer subjektiver Qualität ist.

Der heutige Identitätstheoretiker akzeptiert die These der Erklärungslücke oft in der ein oder anderen Version, weist aber in jedem Fall die These der notwendigen Unvollständigkeit physikalischer Beschreibungen erlebnisfähiger Organismen zurück. Beide Thesen werden dennoch von Philosophen dieser Ausrichtung als wichtige Herausforderung anerkannt. Sie versuchen für die These der Erklärungslücke nachzuweisen, dass sie nicht in einer prinzipiellen Unerklärbarkeit gründet, die in der Natur der Sache läge, sondern vielmehr an dem besonderen Status der Begriffe liegt, die wir von Bewusstsein haben. Diese Begriffe, so die Grundidee, beziehen sich zwar auf Materielles, doch sind sie in der Struktur unseres Denkens in eigenartiger Weise isoliert. Es fehlen die begrifflichen Zusammenhänge zu physikalischen Begriffen, die es uns möglich machen könnten zu verstehen, weshalb Bewusstsein auf materieller Basis auftritt. Eine Schwierigkeit für diesen Ansatz besteht darin, eine überzeugende Erklärung der Erklärungslücke zu entwickeln, die nichts voraussetzt, das sich letztlich einer materialistischen Erklärung widersetzt.¹⁰ In Bezug auf die von ihm abgelehnte These der Unvollständigkeit physikalischer Beschreibungen verfolgt der heutige Vertreter der Identitätstheorie eine ähnliche Strategie. Die Grundidee ist hier, dass ein und dieselbe Tatsache von einem denkenden Wesen in unterschiedlicher Weise begrifflich gefasst werden kann. Sie kann sowohl in phänomenalem Vokabular ausgedrückt werden (z.[^]B. durch „Hans hat ein Blau-Erlebnis“) als auch durch eine physiologische Beschreibung („Das visuelle System im Gehirn von Hans befindet sich im neurologischen Zustand N“). Den unterschiedlichen sprachlichen Beschreibungen ein und derselben Tatsache entsprechen unterschiedliche Weisen, diese Tatsache in Begriffen zu denken. Das Fehlen begrifflicher Verbindungen zwischen diesen beiden Konzeptualisierungen soll nach der These heutiger Identitätstheoretiker erklären, dass wir unter dem irrigen Eindruck stehen, es müsse sich bei den so formulierten Sachverhalten um fundamental verschiedene Sachverhalte handeln. Dieser Eindruck und damit die Neigung zu nicht-materialistischen Theorien des Bewusstseins ist demnach eine kognitive Illusion, die auf der besonderen Rolle phänomenaler Begriffe in unserem Denken beruht.¹¹

4. Bemerkungen zu einigen Voraussetzungen, die von beiden Seiten akzeptiert sind

Ich werde hier keine Stellungnahme zu dieser Kontroverse versuchen. Vielmehr geht es im Folgenden um gemeinsame Voraussetzungen der Kontrahenten in dieser Debatte. Auf beiden Seiten werden ohne weitere Erörterung und oft ohne explizite Erwähnung einige Annahmen als selbstverständlich vorausgesetzt. So setzen beide Seiten in der Formulierung ihrer Thesen in der Regel voraus, dass phänomenale Eigenschaften Eigenschaften von Gehirnprozessen seien. Nach dieser Auffassung ist z.[^]B. ein Schmerz ein Ereignis, das im Feuern gewisser Neuronen besteht. Die Art und Weise, wie es sich anfühlt, den Schmerz zu haben, die Schmerzhaftigkeit des Schmerzes sozusagen, ist nach dieser Auffassung eine Eigenschaft des Schmerzes, also eine Eigenschaft des Feuerns von Neuronen. Die in der Debatte geteilte Voraussetzung besagt allgemein formuliert, dass mentale Vorgänge neuronale Vorgänge sind, von denen manche phänomenale Eigenschaften haben. Der Streit um den Status phänomenalen Bewusstseins wird so zu einem Streit um den besonderen Status von Eigenschaften gewisser Gehirnprozesse. Diese gemeinsame Grundannahme sei durch ein weiteres Beispiel illustriert. Beim Anblick von blauen Gegenständen stellt sich bei der betrachtenden Person eine Farbempfindung ein. Diese Empfindung ist – nach der geteilten Voraussetzung – ein Gehirnprozess mit der merkwürdigen Eigenschaft sich so und so anzufühlen. Diese Eigenschaft ist es, die den Gehirnprozess zu einer Blauempfindung macht. Das Beispiel illustriert, wie man phänomenale Eigenschaften von Gehirnvorgängen genauer charakterisieren kann. Es handelt sich um jene Eigenschaften neuronaler Prozesse, die für die Zugehörigkeit solcher Prozesse zu einer bestimmten phänomenalen Art verantwortlich sind.

Es gehört weiter zu den gemeinsamen Voraussetzungen in der Debatte um den Status phänomenalen Bewusstseins, dass das erlebende Subjekt mit dem biologischen Organismus, um den es geht, zu identifizieren sei. Man gelangt so zu folgendem Bild: Das Rätsel des phänomenalen Bewusstseins besteht darin, dass in den Gehirnen mancher lebender Organismen Gehirnprozesse mit besonderen (nämlich qualitativen, ‚phänomenalen‘) Eigenschaften auftreten. Eine Lösung des Problems des phänomenalen Bewusstseins muss demnach verständlich machen, dass und wie Gehirnvorgänge Eigenschaften dieser besonderen Art instantiieren können.

¹⁰ Levine (2006) argumentiert für die Vermutung, dass diese Schwierigkeit unüberwindlich ist.

¹¹ Vertreter der hier beschriebenen Position sind Perry (2001), Papineau (2002), Papineau (2006), Levine (2006) und Balog (2006). In M. Nida-Rümelin (2006b) wird ein Argument gegen die Identitätsthese entwickelt.

5. Phänomenale Eigenschaften von Subjekten und g-phänomenale Eigenschaften von Gehirnprozessen

Der Grundfehler in der eben skizzierten Standardauffassung besteht nach meiner Sicht gerade in der Annahme, dass die Eigenschaften, deren besonderer Status zu klären ist, Eigenschaften von Gehirnprozessen seien. Die Eigenschaften, die im Zusammenhang mit der Frage nach dem ontologischen Status von Bewusstsein in Wahrheit zu betrachten sind, sind aber Eigenschaften erlebender Subjekte: die Eigenschaft, über eine Frage nachzudenken, die Eigenschaft, eine Landschaft zu betrachten, die Eigenschaft, einen Traum zu haben etc. Diese eigentlich interessierenden Eigenschaften sind keine Eigenschaften neuronaler Vorgänge, es sind Eigenschaften von Personen oder allgemein von Subjekten von Erfahrung. Man wird kaum erwarten können, dass man die Natur dieser Eigenschaften theoretisch verstehen kann, wenn man sich nicht zugleich Gedanken über die besondere Natur jener Individuen macht, denen sie zukommen: über die Natur erlebender Subjekte. Diese besonderen Individuen werden in der Standardauffassung nicht explizit erwähnt und sind nicht Gegenstand der Reflektion. Dieses Ausklammern des erlebenden Subjekts scheint mir ein grundlegender Fehler zu sein, der eine Reihe weiterer Irrtümer und Missverständnisse nach sich zieht.

Bevor ich diese Diagnose näher begründe, möchte ich etwas genauer erklären, wie der Begriff des Subjekts von Erfahrung hier verstanden sein soll. Subjekte von Erfahrung sind jene Individuen, denen geistig-seelische Eigenschaften zukommen. (Bei der Einführung des Begriffs sei offen gelassen, ob es sich dabei um materielle Individuen handeln kann, etwa menschliche Körper, tierische Organismen oder Gehirne, oder ob solche Individuen einer besonderen ontologischen Kategorie angehören.) Alle erlebenden Wesen, auch Delphine, Elefanten und vielleicht Käfer sind erlebende Subjekte.¹² Personen sind nur ein Spezialfall erlebender Subjekte. Wenn eine Person mittels „ich“ Bezug nimmt, so ist das, worauf sie Bezug nimmt, das erlebende Subjekt: die sprechende Person selbst. Im Fall von Personen gibt es keinen Unterschied zwischen Person und Subjekt. Die Person ist das erlebende Individuum. Die Rede von einem „Selbst“ oder „Ich“, das gewissermaßen als ‚Kern‘ der Person gedacht wird, führt in die Irre.

Was kann es nun heißen, dass ein Gehirnprozess eine phänomenale Eigenschaft, **z.[^]B.** die der Schmerzhaftigkeit aufweist? Es scheint nur eine Antwort möglich: Dasjenige Subjekt, welches den Körper hat, in dem der neurophysiologische Zustand oder Prozess auftritt, empfindet etwas als schmerzhaft. Der gewöhnliche Begriff der Schmerzhaftigkeit drückt keine Eigenschaft von Gehirnprozessen aus. Um den philosophisch-technischen Begriff von diesem gewöhnlichen Begriff zu unterscheiden, ist im Folgenden von ‚g-Schmerzhaftigkeit‘ und ‚g-schmerzhaft‘ die Rede. Ein Gehirnprozess ist g-schmerzhaft nur dann, wenn die betroffene Person Schmerz empfindet. Zu jedem Zeitpunkt findet aber in einem menschlichen Gehirn eine Unmenge von Gehirnprozessen statt. Es muss also gesagt werden, welcher dieser Gehirnprozesse g-schmerzhaft ist, wenn die Person Schmerz empfindet. Gemeint ist offenbar jener Gehirnvorgang, der dem Schmerz der Person ‚zugrunde liegt‘, der also dafür verantwortlich ist, dass die Person den Schmerz empfindet (es muss hier offen bleiben, was dies genau heißt). Die Eigenschaft der g-Schmerzhaftigkeit erweist sich damit als eine recht komplexe Eigenschaft. Der systematische Zusammenhang zwischen der g-Schmerzhaftigkeit von Gehirnzuständen und der Eigenschaft von Subjekten, Schmerz zu erleben, ist so zu formulieren:

Zusammenhang Z (formuliert für Schmerzen)

Ein Gehirnprozess P ist genau dann g-schmerzhaft wenn gilt: Dasjenige erlebende Subjekt, das den Körper hat, in dem P stattfindet, empfindet Schmerzen und der Gehirnprozess P ist die neuronale Grundlage dafür, dass das Subjekt Schmerzen hat.

Es wird nützlich sein, eine weitere Bezeichnung einzuführen. Reservieren wir im Folgenden den Begriff der phänomenalen Eigenschaften für Eigenschaften erlebender Wesen und bezeichnen wir diejenigen Eigenschaften von Gehirnprozessen, die in der Gegenwartsdebatte als phänomenale Eigenschaften bezeichnet werden, als g-phänomenale Eigenschaften. Wir können dann den Zusammenhang Z allgemein wie folgt formulieren:

Zusammenhang Z (allgemein formuliert)

¹² Wenn erlebende Subjekte nicht mit biologischen Organismen identifizierbar sind, so muss man hier die gewöhnliche Sprache präzisieren, vielleicht sogar korrigieren: Der Elefant, von dem die Rede ist, wenn wir in einem konkreten Fall sagen, dass ein Elefant verärgert ist, ist das Subjekt, welches einen gewaltigen Körper hat, und nicht die riesige Ansammlung von Molekülen selbst.

Für jede g-phänomenale Eigenschaft g-E von Gehirnzuständen gibt es eine zugehörige phänomenale Eigenschaft E erlebender Subjekte, sodass gilt: Ein Gehirnzustand G hat die Eigenschaft g-E bedeutet: G ist die neuronale Grundlage dafür, dass das Subjekt, das den Körper hat, in dem G stattfindet, die phänomenale Eigenschaft E hat.

6. Intrinsische, qualitative Eigenschaften

In der Debatte um phänomenale Eigenschaften geht es **u.^a.** darum, ob phänomenale Eigenschaften *intrinsische* Eigenschaften sind.¹³ Es wird dabei vorausgesetzt, dass phänomenale Eigenschaften ‚qualitativ‘ sind, sie werden als ‚Qualia‘ bezeichnet. Als Beispiele von Qualia führt man häufig an: Schmerzhaftigkeit, Rötlichkeit, Klänge und Gerüche. Es liegt aber auf der Hand, dass keines dieser Beispiele geeignet ist, g-phänomenale Eigenschaften zu illustrieren. Klänge und Gerüche sind diejenigen außenweltlichen Phänomene, die dem erlebenden Subjekt in seinen Geruchs- und Klangerlebnissen subjektiv gegeben sind. Wie auch immer man die schwierige Frage danach, welche Art von Objekten Klänge und Gerüche sind, beantworten mag, eines scheint klar: Klänge und Gerüche sind keine Eigenschaften von Gehirnprozessen allein schon deshalb, weil sie keine Eigenschaften sind. Rötlichkeit und Schmerzhaftigkeit sind zwar Eigenschaften, aber gewiss keine Eigenschaften neuronaler Prozesse. Eine Verletzung ist schmerzhaft, die Farbe einer Blume ist rötlich. Gehirnprozesse dagegen sind offenbar weder rötlich noch schmerzhaft noch haben sie andere qualitative Merkmale, die der Rötlichkeit oder der Schmerzhaftigkeit vergleichbar wären. Es ist ja nicht so, dass wir nach Innen blickten, dort im Inneren Gehirnprozesse ausmachten, die uns als Gegenstand einer inneren Wahrnehmung gegeben wären und als schmerzhaft oder rötlich erschienen. Auch gibt es keine anderen qualitativen Merkmale, die Gehirnzustände in unserem Erleben zu haben scheinen. Wenn es etwas gibt, das uns als schmerzhaft erscheint, so ist es ein lokalisierter Vorgang am verletzten Teil des Körpers und wenn es etwas gibt, das uns rötlich erscheint, so ist es die Farbe eines wahrgenommenen Gegenstandes oder der wahrgenommene Gegenstand selbst. Es gibt dagegen keine inneren Prozesse, die qualitative Merkmale zu haben scheinen, die uns im Erleben gegeben wären wie die Farbe einer Blume. Betrachtet man weitere potentielle Kandidaten, so wird schnell deutlich: Es gibt keine Eigenschaften, die wir in unserem natürlichen Denken voraussetzen und mit denen wir aus dem gewöhnlichen Leben vertraut wären, die zur Illustration von g-phänomenalen Eigenschaften geeignet wären. G-phänomenale Eigenschaften sind ein philosophisches Konstrukt, das nicht der Ausgangspunkt der Analyse sein kann. Die Existenz g-phänomenaler Eigenschaften wird in der Debatte als gemeinsame Basis, die der gesunde Menschenverstand nahelegt oder gar erzwingt, angenommen. Aber es gibt keine einfachen qualitativen Merkmale von Gehirnzuständen, die als Ausgangspunkt akzeptiert und als Explanandum in der Debatte um den Status phänomenalen Bewusstseins betrachtet werden könnten. Wir wissen, dass *wir selbst* phänomenale Eigenschaften haben, dass wir Schmerzen empfinden, den Anblick einer Landschaft genießen, uns über Ungerechtigkeiten ärgern, dass wir uns selbst als in unserem Handeln aktiv erleben, dass wir glücklich, traurig und verängstigt sein können. Phänomenale Eigenschaften *von uns selbst*, phänomenale Eigenschaften erlebender Subjekte, sind uns aus eigener Erfahrung bekannt. G-phänomenale Eigenschaften dagegen sind nichts, womit wir aufgrund unseres Erlebens vertraut wären.

Sieht man sich den Zusammenhang zwischen g-phänomenalen Eigenschaften und gewöhnlichen phänomenalen Eigenschaften empfindender Wesen an, so ist völlig klar, dass g-phänomenale Eigenschaften nicht in der Erfahrung gegeben sein können. Die Instantiierung einer g-phänomenalen Eigenschaft besteht darin, dass der betreffende neuronale Vorgang Grundlage dafür ist, dass das Wesen, welches den Körper hat, in dem der Prozess stattfindet, sich in dem zugehörigen phänomenalen Zustand befindet. Der phänomenale Zustand selbst, in dem sich das Wesen befindet, ist ihm im Erleben unmittelbar gegeben, aber gewiss nicht die Eigenschaft eines Gehirnzustandes, neuronale Grundlage dieses Erlebens zu sein. G-phänomenale Eigenschaften haben nicht das passende ‚Format‘, um unmittelbar erlebbar zu sein.

Sind g-phänomenale Eigenschaften qualitativ und intrinsisch? Hat man sich einmal von der begrifflichen Vermengung phänomenaler Eigenschaften von Subjekten mit g-phänomenalen Eigenschaften von Gehirnvorgängen befreit, so ist die Antwort ziemlich offensichtlich. Phänomenale Eigenschaften sind plausible Kandidaten dafür, intrinsisch und qualitativ zu sein. G-phänomenale Eigenschaften dagegen sind nicht intrinsisch: Ein Gehirnzustand hat eine solche Eigenschaft, wenn er Grundlage des Erlebens eines Subjekts ist. Die fragliche

¹³ Intrinsische Merkmale eines Individuums sind solche, die ihm unabhängig von seinen Relationen zu anderen Objekten zukommen. Wie dieser Begriff präzise zu fassen ist, ist umstritten. In der Philosophie des Geistes wird er in einem intuitiven Sinne verwendet, ohne Voraussetzung einer theoretisch zufriedenstellenden Definition.

Eigenschaft des Gehirnvorganges ist also relational und nicht intrinsisch: Er muss in der richtigen Art von Beziehung zu dem Wesen stehen, in dessen Körper er stattfindet.

7. Konsequenzen der beschriebenen begrifflichen Vermengung

Nach der in den voranstehenden Abschnitten formulierten Diagnose liegt in der zeitgenössischen Debatte eine Vermengung von zwei Arten von Eigenschaften vor, die grundverschieden sind: von g-phänomenalen Eigenschaften von Gehirnvorgängen einerseits und phänomenalen Eigenschaften von Personen oder Subjekten andererseits. Diese beiden Arten von Eigenschaften sind so grundlegend verschieden, dass der Fehler gravierend erscheint und zudem offensichtlich. Dagegen wird der Fehler in der Debatte allgemein nicht als solcher gesehen oder aber für harmlos gehalten. Gelegentlich wird die Meinung geäußert, dass die Rede von phänomenalen Eigenschaften von Subjekten oder die Rede von phänomenalen Eigenschaften von neurologischen Prozessen nur terminologische Varianten seien und dass es nicht darauf ankomme, ob man sich so oder so ausdrücke.¹⁴ Diese Verharmlosung des Fehlers übersieht die weitreichenden Konsequenzen, die sich aus der fraglichen Vermengung für die Art und Weise ergeben, wie man über das Problem des phänomenalen Bewusstseins denkt.

Eine besonders schwerwiegende Konsequenz ist in meinen Augen diese: Die Vermengung g-phänomenaler Eigenschaften mit phänomenalen Eigenschaften verstellt den Blick auf die Tatsache, dass in der Zuschreibung jener Eigenschaften, deren Status zur Debatte steht, ein erlebendes Subjekt begrifflich und ontologisch vorausgesetzt ist. In der Zuschreibung phänomenaler Eigenschaften setzen wir immer implizit voraus, dass da jemand ist, der überhaupt erleben kann. Es ist daher unmöglich, ein theoretisch befriedigendes Verständnis der Natur phänomenaler Eigenschaften zu entwickeln ohne zugleich ein theoretisches Verständnis der Natur jener besonderen Individuen zu entwickeln, denen diese Eigenschaften zukommen.¹⁵ Dieses Desideratum kann fast nur übersehen werden von Theoretikern, die g-phänomenale Eigenschaften für einfache qualitative Merkmale halten und mit echten phänomenalen Merkmalen vermengen. Sie denken in einem begrifflichen Rahmen, in dem für Subjekte von Erfahrung kein Platz ist. Es ergibt sich daraus ein verzerrtes Bild dessen, worin das Problem phänomenalen Bewusstseins besteht (vgl. [Abschnitt 8](#)).

Eine weitere Konsequenz besteht in der Gefahr, falsche Metaphern zu verwenden, wenn es um das Reflektieren über eigene phänomenale Zustände geht. Wer sich über den subjektiven Charakter des eigenen Erlebens Gedanken macht, der blickt hierbei keineswegs nach Innen. Wer etwa überlegt, ob die Farbe, in welcher er den Himmel sieht, einen leichten Stich ins Grüne hat, der reflektiert über den phänomenalen Charakter seines Farberlebens. Seine Aufmerksamkeit ist bei dieser phänomenologischen Reflektion auf die Farbe des Himmels gerichtet und doch geht es um den subjektiven Charakter des eigenen Erlebens. Reflektion auf den subjektiven Charakter des eigenen Erlebens erfordert kein ‚Nach-Innen-Blicken‘ (der Ausdruck „Introspektion“ ist irreführend) und sie erfordert es nicht, den Objekten der Außenwelt die Aufmerksamkeit zu entziehen. Es gibt keine nach Innen gerichtete Quasi-Wahrnehmung, in welcher uns Erlebnisse als Einzelvorkommnisse gegeben wären. Wer aber g-phänomenale Eigenschaften mit phänomenalen Eigenschaften vermischt, der wird eventuell Mühe haben, sich von solchen falschen Metaphern gänzlich zu befreien. Nach seiner Sicht wird man sich einer qualitativen Eigenschaft eines eigenen Gehirnzustands bewusst, wenn man sich des subjektiven Charakters des eigenen Erlebens bewusst wird. Wenn dies die richtige Sicht wäre, so sollten wir über einen direkten Zugang zu jenen vermeintlichen qualitativen Merkmalen von Gehirnprozessen verfügen und dies ist ein Gedanke, der die Verwendung der erwähnten schlechten Metaphorik beinahe erzwingt.

8. Wie sich das Problem des phänomenalen Bewusstseins darstellt, wenn man die Vermengung vermeidet

Geht man von der unhaltbaren Voraussetzung aus, dass g-phänomenale Eigenschaften qualitative, intrinsische Merkmale neuronaler Prozesse sind, so ergibt sich daraus eine spezifische Auffassung dessen, worin das philosophische Problem des phänomenalen Bewusstseins besteht. Die These, dass in physikalischer Terminologie gehaltene Beschreibungen eines Organismus insofern unvollständig seien, als sie die Merkmale des

¹⁴ Dies war beispielsweise die Reaktion von Joseph Levine in seinem eingeladenen Kommentar zu meinem Vortrag in Pasadena im März 2008 (Kongress der American Philosophical Association, Pacific Division).

¹⁵ Vgl. zu dieser Thematik M. Nida-Rümelin (1997).

phänomenalen Bewusstseins des betreffenden Wesens nicht einmal erwähnen, wird zu der These, dass besondere Merkmale von Gehirnzuständen in diesen Beschreibungen nicht genannt sind. Dem Anti-Materialisten, der die These der Unvollständigkeit physikalischer Beschreibungen vertritt, wird damit unterstellt, er postuliere, dass Gehirnprozesse neben ihren gewöhnlichen physiologischen Eigenschaften auch solche Eigenschaften haben, die sich nicht in physiologischer oder allgemein in physikalischer Terminologie beschreiben lassen. Der Anti-Materialist erscheint damit in schwacher Position. Es leuchtet ein, dass Gehirnprozesse ihrer Natur nach keine anderen als physikalisch beschreibbaren Eigenschaften haben können. Wenn man g-phänomenale Eigenschaften mit phänomenalen Eigenschaften verwechselt, so scheint der Anti-Materialist die höchst merkwürdige These zu vertreten, dass physikalischen Vorgängen nicht-physikalische Merkmale zukommen.

Die These der Unvollständigkeit physikalischer Beschreibungen bewusstseinsfähiger Wesen erhält einen ganz anderen Inhalt, wenn man die fragliche Vermengung zurückweist. Es geht nun nicht mehr darum, dass Gehirnprozesse mysteriöserweise Merkmale hätten, die in physikalischer Sprache nicht beschreibbar sind. Vielmehr wird die These vertreten, dass in physikalischen Beschreibungen der Körper bewusstseinsfähiger Wesen nicht davon die Rede ist, dass da jemand ist, der diesen Körper hat, und der sich und die Welt so und so erlebt. Wer den Körper einer Ratte in seinem Aufbau und seiner Funktionsweise im Detail beschreibt, wer dabei angibt, wie die Zellen, aus denen der Rattenkörper besteht, miteinander interagieren und wie inputs auf die Rezeptoren im Nervensystem weitergeleitet und verarbeitet werden, und wer dabei alles angibt, was im Prinzip für einen Physiologen, Chemiker und Physiker über Aufbau und Funktionsweise des Rattenkörpers gewusst werden kann, der hat sich noch immer nicht dazu geäußert – so lautet nun die These der Unvollständigkeit physikalischer Beschreibungen – *ob da ‚jemand‘ ist, der den Rattenkörper hat*. Auch hat er sich nicht dazu geäußert, ob dieses erlebende Subjekt (dessen Existenz wir im Fall der Ratte mit guten Gründen annehmen), fähig ist, Liebe für ihre Kinder zu empfinden und Trauer beim Verlust ihres Partners. Er hat sich nicht dazu geäußert, in welchen Farben die Ratte sieht und ob ihrer Fähigkeit, über die Rezeptoren der Nase Gegebenheiten in ihrer Umgebung zu erkennen, Geruchserlebnisse entsprechen, die den Unseren ähnlich sind.

Auch der Inhalt der These der Erklärungslücke wird deutlicher, verständlicher und plausibler, wenn man die fragliche Vermengung erkennt und vermeidet. Solange man die Vermengung übersieht, wird man meinen, dass das Auftreten g-phänomenaler Merkmale von Gehirnprozessen das angeblich problematische Explanandum sei. Die These der Erklärungslücke scheint dann zu besagen, dass Gehirnprozesse rätselhafte, intrinsische, qualitative Merkmale hätten, deren Auftreten nicht verständlich gemacht werden kann. Diese These erscheint zurecht verdächtig und zweifelhaft. Unterscheidet man dagegen phänomenale und g-phänomenale Eigenschaft und macht man sich deren Zusammenhang bewusst (vgl. das Prinzip Z weiter oben), so wird klar, dass es in der These der Erklärungslücke nicht um rätselhafte, intrinsische Merkmale von Gehirnprozessen gehen kann. Es geht vielmehr um die Frage, ob und wie (a) die Entstehung erlebnisfähiger Subjekte auf der Grundlage der physikalischen Merkmale ihrer Körper erklärt werden kann und darum (b) ob und wie auf der Grundlage der physikalischen Vorgänge in lebendigen Körpern erklärt werden kann, dass diese Subjekte, wenn sie denn einmal existieren, Erlebnisse eines ganz bestimmten qualitativen Charakters haben.

9. Konsequenzen der Reformulierung für eine geläufige materialistische Argumentationsstrategie

Materialisten haben in den letzten Jahrzehnten eine neue Strategie entwickelt, um die These der Identität von phänomenalen Merkmalen mit neurophysiologischen Merkmalen gegen dualistische Einwände zu verteidigen und positiv zu begründen: die Strategie der phänomenalen Begriffe.¹⁶ Dabei spielt die Vermengung phänomenaler Merkmale mit g-phänomenalen Merkmalen eine zentrale Rolle. Die Grundidee ist schnell erklärt. G-phänomenale Merkmale sind solche Merkmale, die wir mittels sogenannter phänomenaler Begriffe konzeptualisieren. Dabei sind phänomenale Begriffe Begriffe von Eigenschaften von Erlebnissen, die wir aufgrund des Habens der Erlebnisse ‚introspektiv‘ lernen (vgl. Fußnote 5). Phänomenale Begriffe kann man erwerben, ohne jemals etwas von Neurophysiologie, Chemie oder Physik gehört zu haben, phänomenale Begriffe stehen nicht in logisch-begrifflichen Zusammenhängen mit physikalischen Begriffen (aus einer physikalischen Beschreibung eines Organismus kann keine phänomenale Beschreibung logisch-begrifflich hergeleitet werden). Dennoch beziehen sich phänomenale Begriffe nach der These des hier betrachteten Materialisten auf physiologische Merkmale. Phänomenale Begriffe ‚greifen‘ neurophysiologische Merkmale von Gehirnprozessen ‚heraus‘, obwohl sie diese

¹⁶ Zu dieser Strategie („phenomenal concept strategy“) vgl. Levine (2006), Loar (1997), Papineau (2002) und Perry (2001).

Merkmale ganz anders konzeptualisieren. Dass sich phänomenale Begriffe auf neurophysiologische Eigenschaften beziehen, wird dabei meist durch eine kausale Theorie der Bezugnahme gestützt. Grob gesagt bezieht sich ein phänomenaler Begriff nach der kausalen Theorie in einem gegebenen ‚System‘ gerade auf jene neurophysiologische Eigenschaft, welche in diesem ‚System‘ die Anwendung dieses Begriffs regelmäßig hervorruft.

In der hier gebotenen Kürze ist es nicht möglich, eine ernstliche Kritik der Strategie der phänomenalen Begriffe zu versuchen. Klar ist aber, dass diese Argumentation an Überzeugungskraft einbüßt, wenn man die Vermengung g-phänomenaler Eigenschaften als solche erkennt. Die Strategie der phänomenalen Begriffe geht von der Annahme aus, dass phänomenale Begriffe sich auf besondere Eigenschaften von Gehirnprozessen beziehen, die uns in der Erfahrung gewissermaßen direkt gegeben sind (so wie uns Bläulichkeit und Schmerzhaftigkeit direkt in der Erfahrung gegeben sind). Aber diese Annahme ist unhaltbar. Es gibt keine qualitativen Eigenschaften von Gehirnprozessen, die im Erleben unmittelbar gegeben wären. Ferner unterstellt die Strategie phänomenaler Begriffe: Es geht bei dem Problem des phänomenalen Bewusstseins allein darum, die Natur besonderer Merkmale von Gehirnprozessen zu verstehen und ihr Auftreten zu erklären. Aber auch diese Annahme ist zumindest irreführend. Aufgrund des oben formulierten Zusammenhangs Z ist klar: (a) eine theoretisch zufriedenstellende Theorie des Wesens g-phänomenaler Eigenschaften muss sich explizit mit der Frage des ontologischen Status von Subjekten von Erfahrung befassen und (b) eine Erklärung des Auftretens g-phänomenaler Eigenschaften muss eine Erklärung der Tatsache enthalten, dass unter gewissen Umständen erlebnisfähige Subjekte entstehen. Es ist nicht zu sehen, wie diese tiefer liegenden Fragen im Rahmen der Strategie phänomenaler Begriffe angegangen werden könnten. Hat man sie deutlich vor Augen, so erscheint die Strategie phänomenaler Begriffe als grundlegend verfehelter Ansatz, der auf falschen Voraussetzungen beruht.

10. Ein grundlegender Strategiefehler

Wer g-phänomenale Eigenschaften ins Zentrum der Überlegung rückt und sie dabei als intrinsische, qualitative Eigenschaften von Gehirnzuständen aufzufassen versucht, wird meinen, dass die Frage nach dem Subjekt von Erfahrung sich *am Ende* der Entwicklung einer philosophischen Theorie phänomenaler Eigenschaften gewissermaßen wie von alleine ergibt. Subjekte von Erfahrung – so die Idee – sind jene Wesen, die Gehirne mit g-phänomenalen Eigenschaften haben können. G-phänomenale Eigenschaften sind dadurch charakterisiert, dass wir mittels phänomenaler Begriffe – gewissermaßen intern – auf sie Bezug nehmen können. Hat man g-phänomenale Eigenschaften einmal so über unseren Zugang zu ihnen charakterisiert und erlebende Wesen als jene, deren Gehirne g-phänomenale Eigenschaften instantiieren, so scheint die Frage nach dem ontologischen Status von Subjekten beantwortet zu sein. Der Materialist hätte seine Aufgabe des Vorschlags einer materialistischen Theorie des Bewusstseins demnach dann abgeschlossen, wenn er in der Lage ist, eine materialistisch akzeptable Beschreibung des besonderen Status phänomenaler Begriffe zu geben. Wer dieses Bild vor Augen hat, wird es als Tugend seines Ansatzes betrachten, dass sich die scheinbar schwierige Frage nach dem ontologischen Status von Subjekten erst garnicht ernstlich stellt.

Der Eigenschaftsdualist schließt sich dieser Sicht weitgehend an. Auch er rückt die Verwunderung über die Existenz erlebender Subjekte nicht ins Zentrum seines Interesses. Er fragt nicht: Wie kann es sein, dass die biologische Evolution bewusstseinfähige Wesen hervorbringt? Vielmehr fragt er (gerade so wie sein materialistischer Kontrahent): Wie kann es sein, dass neuronale Ereignisse mit qualitativen Merkmalen auftreten? Auch der Eigenschaftsdualist setzt stillschweigend voraus, dass die Frage nach dem Subjekt von Erfahrung sekundär ist und am Ende eine triviale Antwort hat. Auch nach seiner Auffassung sind Subjekte von Erfahrung Organismen, deren Gehirnprozesse intrinsische, qualitative Merkmale besonderer Art instantiieren.

Nach dem hier skizzierten Ansatz befinden sich beide Kontrahenten auf der falschen Fährte. Es gibt keine intrinsischen, qualitativen Merkmale neuronaler Prozesse. Was Subjekte von Erfahrung auszeichnet kann also nicht über die Instantiierung solcher Eigenschaften in ihrem Gehirn erklärt werden. Auch ist es nicht möglich, Subjekte von Erfahrung über die Instantiierung g-phänomenaler Eigenschaften zu charakterisieren. Jeder Versuch dieser Art wäre zirkulär: Die Instantiierung einer g-phänomenalen Eigenschaft setzt ontologisch die Existenz eines Subjekts schon voraus (vgl. den Zusammenhang Z) und Begriffe g-phänomenaler Eigenschaften setzen den Begriff des Subjekts voraus (vgl. wiederum Z). Materialisten und Eigenschafts-Dualisten teilen somit eine trügerische philosophische Hoffnung.

11. Das Rätsel des Bewusstseins

Das Auftreten von Bewusstsein in einem gewissen Stadium der biologischen Evolution und der Entstehung einzelner Tiere und Menschen ist höchst erstaunlich und rätselhaft. Wer sich nicht von theoretischen Vorurteilen leiten lässt, wird diese Einschätzung teilen. Doch was ist es genauer, das hier unsere Verwunderung verdient? Mit der Formulierung, dass es ‚das Auftreten von Bewusstsein‘ sei, ist noch nichts Präzises gesagt.

Nach der skizzierten Diagnose teilen Materialisten und Eigenschaftsdualisten die Tendenz, die philosophischen Fragen zum phänomenalen Bewusstsein in einer Weise zu stellen, die den Blick auf den Kern des Rätsels verstellt. Indem sie angebliche Merkmale von Gehirnprozessen in den Mittelpunkt rücken, entsteht der Eindruck, als beträfe die berechnete Verwunderung die Instantiierung von Eigenschaften einer jeweils spezifischen qualitativen Art. Worüber hätten wir demnach zu staunen, wenn wir erführen, dass an einem bestimmten Punkt der Evolution des Lebens auf der Erde Meerestiere entstanden, die als erste Tiere etwas empfanden, nämlich ein unangenehmes Gefühl der Kälte und ein angenehmes Gefühl der Wärme beim Wechsel zwischen Wassern unterschiedlicher Temperatur? Stellen wir hier nicht die Frage, wie ein solches Ergebnis wissenschaftlicher Forschung begründet werden könnte. Fragen wir nur dies: Was ist an diesem Moment des ersten Auftretens von Bewusstsein in der Evolution des Lebens erstaunlich? Aus der Perspektive derer, die phänomenale Eigenschaften mit g-phänomenalen Eigenschaften vermengen, muss die Antwort, so scheint es, lauten: Wenn hier überhaupt etwas erstaunlich ist, so ist es die Tatsache, dass zum ersten Mal gewisse ‚qualitative‘ neuronale Eigenschaften instantiiert wurden.¹⁷ Es gibt aber keine qualitativen neuronalen Merkmale, die Gegenstand der Verwunderung sein könnten. Will man die Verwunderung als Staunen über die Instantiierung neuronaler Eigenschaften interpretieren, so kommt als Gegenstand der Verwunderung nur die Instantiierung g-phänomenaler Eigenschaften in Frage. Das aber heißt: Wir sind zurecht verwundert darüber, dass zu diesem Punkt der biologischen Evolution *Subjekte* entstanden, die (auf der Grundlage neuronaler Prozesse) Wärme und Kälte empfanden. An diesem Punkt angelangt wird man schnell einsehen: Erstaunlich ist hier weniger, dass die entstandenen Subjekte gerade diese ‚Qualitäten‘ (Wärme und Kälte) empfanden (anstatt etwa Lust und Schmerz), als vielmehr ihre bloße Entstehung. Der bloße Umstand, dass da – auf der Grundlage von Vorgängen in biologischen Systemen – auf einmal ‚jemand‘ ist, ein Subjekt, das etwas erlebt, ist es, der uns verwundern sollte. Der Kern berechtigten Staunens über Bewusstsein ist ein Staunen über die Existenz erlebender Subjekte.

12. Elemente eines emergentistischen Dualismus

Nach dem eben Gesagten besteht der Kern des Rätsels des Bewusstseins darin, dass unter gewissen physikalischen Bedingungen Subjekte von Erfahrung entstehen. Die Rede von der Entstehung von Subjekten lässt zwei Deutungen offen. (a) Nach der ersten Deutung entsteht ein neues (ein bewusstseinsfähiges) Individuum mit dem Beginn von Erleben. Subjekte von Erfahrung entstehen als Resultat spezifischer physikalischer Konstellationen und bilden eine eigene ontologische Kategorie. Subjekte von Erfahrung sind nach dieser Deutung nicht mit dem biologischen Organismus identisch, der ihr Körper ist. (b) Die Rede von der Entstehung von Subjekten ist nach der zweiten Deutung mit der Sicht verträglich, dass erlebende Subjekte biologische Organismen *sind*. Nach dieser Auffassung entsteht ein Subjekt, wenn sich der Organismus mit dem Auftreten der ersten Empfindung in ein Subjekt von Erfahrung verwandelt.

Für die erste Deutung, die für Subjekte von Erfahrung eine eigene ontologische Kategorie anerkennt, sprechen eine Reihe konvergierender Gründe. Eine Version dieser Deutung, die ich als Subjekt-Körper-Dualismus bezeichnen möchte, soll hier nicht argumentativ gestützt, aber doch knapp erläutert werden. Der Zweck der knappen Skizze ist aufzuzeigen, dass ein starker Dualismus, der neben nicht-materiellen Eigenschaften auch nicht-materielle Individuen anerkennt, eine Reihe fragwürdiger Thesen, die man traditionell dem Substanzdualismus zuschreibt, vermeiden kann.

Der Substanzdualismus wird häufig durch die These charakterisiert, dass erlebende Subjekte (‚das Selbst‘, die ‚Seele‘, der ‚Geist‘, ich komme gleich auf diese Alternativen zurück) auch ohne Körper existieren können oder sogar existieren. Wer eine eigene Kategorie erlebender Subjekte anerkennt, ist aber nicht auf diese These der körperlosen Existenz verpflichtet. Er kann die nomologische und auch die metaphysische Möglichkeit körperloser

¹⁷ Für viele Materialisten ist das Staunen über die Entstehung von Bewusstsein Produkt einer kognitiven Illusion (vgl. Papineau 2002). Hier wird dagegen vertreten, dass die Entstehung von Bewusstsein Verwunderung *verdient*. Die kognitive Emotion des Staunens ist demnach der Sache nach *angemessen*.

Existenz zurückweisen. Alle uns bekannten Subjekte von Erfahrung existieren auf der Grundlage eines informationsverarbeitenden Systems, das durch biologische Evolution entstanden ist. Es ist anzunehmen, dass Informationsverarbeitung eine notwendige Bedingung bewussten Erlebens ist. Wir haben keine klare Vorstellung davon, wie Informationsverarbeitung ohne materielle Grundlage realisiert sein könnte und nichts spricht dafür, dass dies möglich ist. Diese Überlegung spricht gegen die nomologische und vielleicht auch gegen die metaphysische Möglichkeit der Existenz von Subjekten ohne Körper. Der Subjekt-Körper-Dualist kann diesem Argument zustimmen und die Möglichkeit körperloser Existenz (in einer oder beiden Deutungen von Möglichkeit) zurückweisen. Aber auch die Gegenthese ist mit seiner Position verträglich; ebenso kann er sich des Urteils enthalten und die Frage offen lassen.

Subjekte von Erfahrung können dadurch charakterisiert werden, dass sie geistig-seelische Eigenschaften haben können. Mit geistig-seelischen Eigenschaften sind hier ausschließlich Merkmale gemeint, die Erlebnisfähigkeit voraussetzen. Dazu gehören nicht nur die klassischen Beispiele phänomenaler Eigenschaften (wie das Erleben von Farben, Klängen und Gerüchen), sondern alle Eigenschaften, die darin bestehen oder notwendig damit einhergehen, dass ein Subjekt in bestimmter Weise erlebt. Die Wahrnehmung der Lage des eigenen Körpers durch Propriozeption, die wechselnden phänomenalen Eigenschaften, die das Nachdenken nicht nur begleiten, sondern wesentlich zum Nachdenken dazu gehören, das Erleben des eigenen Tuns als selbst hervorgebracht. Das Subjekt von Erfahrung ist jenes Individuum, dem im konkreten Fall all diese Eigenschaften zukommen. Das Subjekt von Erfahrung ist im Fall von Menschen in der Regel eine Person. Subjekte sind, wie sie hier verstanden werden, die Bezugsobjekte von Personennamen. Wenn eine Person mittels „ich“ oder „du“ Bezug nimmt, so ist das Bezugsobjekt ein Subjekt von Erfahrung. Es ist ein Fehler, zwischen der Person und einem ‚Kern der Person‘, dem sogenannten Selbst, zu unterscheiden. Subjekte von Erfahrung sollten nicht mit dem gleichgesetzt werden, was traditionell unter ‚Seele‘ verstanden wird. Mit dem Begriff einer Seele ist vieles assoziiert, was der Subjekt-Körper-Dualist zurückweist. Seelen werden als ‚Teil‘ von Personen gedacht. Von Seelen wird angenommen, dass sie den Körper verlassen und ewig leben. Eine von religiösen Vorstellungen befreite dualistische Theorie wird diese Thesen zurückweisen. Subjekte von Erfahrung haben einen Körper und sind nur insofern lokalisiert als ihr Körper lokalisiert ist (sie sind nicht *im* Körper und können ihn daher nicht im wörtlichen Sinne verlassen). Sie sind keine nicht-materiellen Dinge, die ‚wie ein Geist‘ im Raum schweben können. Subjekte von Erfahrung sind nicht als zusammengesetzt zu denken, auch gibt es keinen nicht-materiellen Stoff, aus dem sie aufgebaut wären. Man darf vermuten, dass Subjekte von Erfahrung nicht fortexistieren, wenn ihr Körper zugrundegeht.

Was Subjekte von Erfahrung ihrer Natur nach sind kann man zu beschreiben versuchen, indem man auf dreierlei hinweist: erstens auf ihre Erlebnisfähigkeit, zweitens auf die Fähigkeit aktiv zu sein und drittens auf Besonderheiten ihrer Identität über die Zeit hinweg.¹⁸ Es bestehen grundlegende Verbindungen zwischen diesen drei Charakteristika. Rein passives Erleben, ohne wenigstens die Fähigkeit, aktiv die Aufmerksamkeit zu lenken, ist vielleicht unmöglich. Bewusstes Wahrnehmen ist vielleicht notwendig eine Aktivität des Subjekts. Aktivsein, ohne die Fähigkeit sich als aktiv zu erleben, kommt wohl nur (wenn überhaupt) auf frühen Entwicklungsstufen vor. Beide, die Fähigkeit zu erleben und die Fähigkeit, aktiv zu sein, setzen voraus, dass das Subjekt über eine gewisse Zeitspanne hinweg als mit sich identisch fortexistiert. Die hier angedeutete Sichtweise behauptet echte Aktivität von Subjekten in allen Tätigkeiten, auch in solchen, die keine Handlung sind.¹⁹ Aktivsein wird dabei als kausaler Einfluss des Subjekts auf körperliche Geschehnisse verstanden. Diese These impliziert, dass die Entstehung von Subjekten für die Funktionsweise ihres Körpers einen kausalen Unterschied macht und die physikalische Welt somit nicht kausal abgeschlossen ist.

Der hier skizzierte Dualismus hat keine antiwissenschaftlichen oder wissenschaftsskeptischen Züge. Subjekte von Erfahrung werden als Produkt der Natur betrachtet. Die Frage, unter welchen Bedingungen sie entstehen, wird als empirisch erforschbar angenommen. Es wäre nach der hier vertretenen Auffassung eine wichtige Aufgabe der Neurobiologie, empirisch fundiert darüber zu spekulieren, unter welchen physikalischen Bedingungen Subjekte von Erfahrung entstehen. Diese Frage kann nur dann klar und unmissverständlich gestellt werden, wenn die verwendete Sprache dies erlaubt. Ein philosophisch geklärter Begriff von Subjekten von Erfahrung wäre deshalb in die Wissenschaftssprache der zukünftigen Neurowissenschaften zu integrieren.

¹⁸ Diese Besonderheit besteht nach meiner Auffassung darin, dass auf kriterienfreie Weise erfasst werden kann, worin die Tatsache der Identität eines früher existierenden erlebenden Wesens mit einem später existierenden erlebenden Wesen besteht (vgl. M. Nida-Rümelin 2006a und 2008).

¹⁹ Vgl. M. Nida-Rümelin (2007b).

Bibliographie

- Alter, Torin/Walter, Sven (Hg.) (2006): *Phenomenal Knowledge and Phenomenal Concepts*. Oxford: Oxford University Press.
- Balog, Katalin (2006): *Acquaintance and the Mind-Body Problem*. Unveröffentlicht, nachzulesen unter www.colbud.hu/bloewer/Acquaintance.pdf.
- Beckermann, Ansgar (1999): *Analytische Einführung in die Philosophie des Geistes*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Chalmers, David (1996): *The Conscious Mind*. Oxford: Oxford University Press.
- Horgan, Terry/Tienson, John/Graham, George (2003): The Phenomenology of First-Person Agency. In: Walter, Sven/Heckmann, Heinz-Dieter (Hg.): *Physicalism and Mental Causation: The Metaphysics of Mind and Action*. Exeter: Imprint Academic, 323[^]40.
- Jackson, Frank (1982): Epiphenomenal Qualia. Wiederabdruck in: Ludlow et al. (2004): Materialism and Qualia: The Explanatory Gap. In: *Pacific Philosophical Quarterly* (64/4), 354[^]361.
- Levine, Joseph (1993): On Leaving Out What it's Like. In: Humphreys, Glyn W./Davies, Martin (Hg.): *Consciousness. Psychological and Philosophical Essays*. Oxford: Basil Blackwell, 121[^]136.
- Levine, Joseph (2001): *Purple Haze. The Puzzle of Consciousness*. Oxford: Oxford University Press.
- Levine, Joseph (2006): Phenomenal Concepts and the Materialist Constraint. In: Alter, Torin/Walter, Sven (Hg.): *Phenomenal Knowledge and Phenomenal Concepts*. Oxford: Oxford University Press.
- Loar, Brian (1997): Phenomenal States. In: Block, Ned/Flanagan, Owen/Güzeldere, Güven (Hg.): *The Nature of Consciousness*. Cambridge, Massachusetts: MIT-Press, 597[^]616.
- Ludlow, Peter/Nagasawa, Yujin/Stoljar, Daniel (2004): *There is Something About Mary. Essays on Phenomenal Consciousness*. Cambridge, Massachusetts: MIT-Press.
- Papineau, David (2002): *Thinking about Consciousness*. Oxford: Oxford University Press.
- Perry, John (2001): *Knowledge, Possibility and Consciousness*. Cambridge, Massachusetts: MIT-Press.
- Nagel, Thomas (1974): What Is It Like To Be a Bat? In: *Philosophical Review* (83), 435[^]450.
- Nida-Rümelin, Martine (1996): What Mary Couldn't Know. In: Metzinger, Thomas (Hg.): *Phänomenales Bewusstsein*. Paderborn: Schöningh.
- Nida-Rümelin, Martine (1997): Subjekte von Erfahrung und die Zuschreibung mentaler Eigenschaften. In: *Logos* (4), 59[^]61.
- Nida-Rümelin, Martine (2006a): *Der Blick von innen. Zur transtemporalen Identität bewussteinfähiger Wesen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nida-Rümelin, Martine (2006b): Grasping Phenomenal Properties. In: Alter, Torin/Walter, Sven (Hg.): *Phenomenal Knowledge and Phenomenal Concepts*. Oxford: Oxford University Press.
- Nida-Rümelin, Martine (2007a): Emergentist Dualism. In: Cohen, Jonathan/McLaughlin, Brian (Hg.): *Contemporary Debates in Philosophy of Mind*. Oxford: Blackwell Publishing.
- Nida-Rümelin, Martine (2007b): Doings and Subject Causation. In: *Erkenntnis* (67/2).
- Nida-Rümelin, Martine (2007c): Transparency of Experience and the Perceptual Model of Phenomenal Awareness. In: *Philosophical Perspectives* (21/1), 429[^]455.
- Nida-Rümelin, Martine (2008) (i. Ersch.): Subject Body Dualism. In: Bealer, George/ Koons, Robert (Hg.): *The Waning of Materialism*. Oxford: Oxford University Press.
- Siewert, Charles (1998): *The Significance of Consciousness*. Princeton: Princeton University Press.
- Smart, John J.C. (1959): Sensations and Brain Processes. In: *The Philosophical Review* (68), 141[^]156.